

# Insel Verlag

## Leseprobe



Cuneo, Anne

**Der Eiskönig aus dem Bleniotal**

Roman

Aus dem Französischen von Erich Liebi

© Insel Verlag

insel taschenbuch 4712

978-3-458-36412-2

insel taschenbuch 4712  
Anne Cuneo  
Der Eiskönig aus dem Bleniotal



Tessin, in den 1820er Jahren. Bittere Armut herrscht im Blenioal. Der junge Carlo Gatti flieht von dort, kommt auf Umwegen nach Paris. Er schlägt sich durch, verkauft Maroni, atmet begierig das Flair der Hauptstadt. Er steigt auf durch harte Arbeit. Als energischer Selfmademan geht er nach London, ein kometenhafter Aufstieg beginnt. Er gründet Kaffeehäuser im französischen Stil, sein Erfolgsrezept: Schokolade und Speiseeis, auch für die einfache Bevölkerung. Im brodelnden London der Industrialisierung wird Carlo Gatti berühmt. Der Genuss von Speiseeis war lange den Wohlhabenden vorbehalten. Doch seine »Penny Licks« können sich auch einfache Leute leisten. Anne Cuneo erzählt die wundersame Geschichte eines Aufsteigers, der es vom Straßenkind im Tessin zum Eiskönig von London brachte. Ein ergreifendes Porträt eines Lebens im viktorianischen England wie bei Charles Dickens. Nach einer wahren Geschichte.

Anne Cuneo (1936-2015), Schweizer Schriftstellerin und Regisseurin, lebte in Zürich und Genf. Zuletzt erschien im Insel Verlag der Roman *Zäida* (it 4359).

ANNE CUNEO

*Der Eiskönig aus dem Bleniotal*

Roman

Aus dem Französischen von Erich Liebi

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *Gatti's Variétés*  
bei Bernard Campiche Éditeur, Orbe.

Erste Auflage 2019

insel taschenbuch 4712

Copyright © bilgerverlag GmbH, Zürich 2017

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung  
der bilgerverlag GmbH, Zürich

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des  
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk  
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder  
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagfotos: Imgorthand / Getty Images; Krasimira Petrova  
Shishkova / Trevillion Images; FinePic®

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36412-2

*Der Eiskönig aus dem Bleniotal*



**M. CARLO GATTI**

1817—1878

*Gatti, in its way, is not  
so much of London but of England,  
and of all the world.*

*Auf seine Art gehört Gatti nicht so sehr London,  
sondern England und der ganzen Welt.*

GEORGE ROBERT SIMS  
Living London, 1900





## ERSTES BUCH

Nicolas

*Carlo Gatti converted his premises into confectioner's shops and cafés. (...) Carlo's establishments were an immediate hit. (...)*

*Ices had previously been a luxury for the idle rich, and this was the first time in England that they became available to the poor. Again he enjoyed spectacular success. On a sunny summer day, he insisted to a parliamentary board of enquiry a few years later, he sold thousands of ices to people who strolled across Hungerford Bridge.*

PETER BARBER  
A Curious Colony,  
Leicester Square and the Swiss

*Carlo Gatti baute seine Räumlichkeiten  
in Confiserien und Kaffeehäuser um. (...) Carlos  
Betriebe liefen von Anfang an ganz toll. (...)  
Eiscreme war bisher ein Luxus für reiche  
Müßiggänger gewesen, jetzt aber wurde sie  
in England zum ersten Mal auch für arme  
Leute erschwinglich. Und wieder hatte er  
eindrucksvollen Erfolg. Ein paar Jahre später  
erklärte er vor einer parlamentarischen  
Untersuchungskommission, er habe  
an einem sonnigen Sommertag Tausende  
Portionen Eiscreme an Passanten verkauft,  
die über die Hungerford-Brücke spazierten.*

PETER BARBER  
A Curious Colony,  
Leicester Square and the Swiss

## I

»O Signur! *Ma à l'è un bagai!*«

Er spricht nicht wie wir. Es ist schon fast fünfzig Jahre her, aber mir ist, als wäre es erst gestern gewesen. Ich sehe diese riesige Hand, die sich mir in meinem Loch entgegenstreckt. Hinter ihm regnet es in Strömen, die Räder machen jenes typische Geräusch, das man hört, wenn sie durch Schlamm fahren. Eine richtige Ratte flitzt zwischen seinen Schuhen voller Straßendreck hindurch, direkt auf der Höhe meiner Augen. Vom Mann ist nur diese Hand zu sehen und zwei Füße, die fest auf dem Boden stehen – an eine Flucht ist nicht zu denken.

Die Hand kommt näher, der Mann beugt sich noch etwas vor, um mehr Kraft zu haben, nicht etwa, weil ich dick oder schwer wäre, sondern weil ich mich festklammere. Wo ich doch endlich einen Unterschlupf gefunden habe ...

Als er mich aus dem Loch gezogen hat, sehe ich ihn besser, der Schein einer Laterne fällt auf ihn, er ist ein Riese. Ich bin augenblicklich patschnass.

»O Signur«, murmelt der Riese wieder, »das ist ja ein Kind. Ich habe dich für eine Katze gehalten. Wie alt bist du?« Ich schaue ihn an, ohne ein Wort hervorzubringen, ich verstehe seine Frage

nicht. Er spricht sonderbar. Dann fragt er mich auf Italienisch:  
»Wie heißt du?«

»B... Boy.«

»Du heißt Boy?«

Ich nicke.

Einen Augenblick lang sieht er mich an, als ob er zögerte – er wird mich laufen lassen. Aber nein, er hebt mich auf, schlägt seinen weiten Umhang auf und hüllt mich ein.

Er drückt mich an sich und zum ersten Mal seit Langem bin ich an der Wärme. Dieser Mann kommt mir vor wie ein heißer Ofen.

Jetzt aus der Nähe sehe ich auch seinen schwarzen Bart und die dunklen Augen.

»Hast du Eltern, Boy?«

Geduldig wartet er auf meine Antwort.

»Meine Mutter ... überfahren ...«

»Wann?«

Ich mache eine hilflose Handbewegung. Ich habe sie über die Gasse laufen sehen und aus den Augen verloren, dann habe ich einen Schrei gehört und etwas Lebloses am Boden liegen sehen. Ich wollte zu ihr laufen, aber eine Kolonne schwer beladener Wagen stand mir im Weg. Als ich endlich hindurchschlüpfen konnte, war niemand mehr da. War das heute? Gestern? Ich weiß es nicht.

Er lässt es gut sein und macht sich auf den Weg.

Ich bin sicher, dieser Mann muss Kaminfeger sein, einer von denen, die kleine Jungen suchen, die für sie in enge Kamine kriechen.

Der Riese geht zügigen Schrittes, dann und wann murmelt er ein paar unverständliche Worte. Er hält mich immer noch im Arm, nach und nach wird mir wärmer.

Wir treten irgendwo ein, zuerst sehe ich nichts, dann schlägt

er seinen Umhang auf und stellt mich auf den Boden. Ich befinde mich in einer Küche, so erschöpft, dass mich meine Beine im Stich lassen und ich zu Boden falle.

Wieder mache ich die Augen auf und sehe jetzt zwei über mich gebeugte Gesichter: einen jungen breitschulterigen Mann mit Bart und eine Frau neben ihm. Sie wirkt sehr klein und ist voller Runzeln wie ein Apfel, sie trägt ein Kopftuch und schaut mich mit stechendem Blick aus dunklen Augen an.

Sie sagen Wörter, die ich nicht verstehe.

Als sie sehen, dass meine Augen wieder offen sind, wedelt die Frau mit einem Finger unter meiner Nase herum und schreit etwas.

Der Mann stellt mich wieder auf die Beine und ich sehe, dass es der gleiche ist wie vorher.

»Geht's besser, Boy?«

Er redet Italienisch.

Ich schlucke leer, schüttle schwach den Kopf, bringe nichts heraus, alles dreht sich.

»Der Kleine ist am Verhungern«, ruft der Mann plötzlich. Er setzt mich an den Tisch, an seiner Stimme erkenne ich, dass er Befehle erteilt. Die Alte stellt eine Schale vor mich hin. Der Duft lähmt mich. Ich habe schon so lange nichts mehr gegessen, dass sich mir der Magen umdreht. Der Mann schüttelt den Kopf, setzt sich mir gegenüber, greift nach einem Löffel, füllt ihn und streckt ihn mir entgegen.

»Hier, Zichinin, iss.«

Ich mache den Mund auf, und er steckt mir langsam, mit viel Geschick und Geduld den Löffel Suppe hinein, meine erste Suppe, nur ganz wenig auf einmal.

Ich weiß, dass er mich bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal Zichinin (Zikinin ausgesprochen) nannte, denn später tat er es immer wieder – wenn die Leute es nicht verstanden, runzelten

sie kurz ihre Stirn, aber die Tessiner, die wussten, dass Zichinin »ein kleines bisschen« oder »Prise« heißt, amüsierten sich köstlich über diesen Spitznamen – inzwischen bin ich gut sechs Fuß groß.

»Ja, aber als ich ihm diesen Übernamen gab, war er wirklich nur ein Dreikäsehoch und so leicht, dass ich ihn mit einer Hand hochheben konnte«, erklärte er jeweils.

Als ich die Suppe gegessen hatte, nahm mich die alte Frau, Nonna Gina, wie ich später erfuhr, bei der Hand, zog mich splinternackt aus und steckte mich in einen Holzbottich, mit dem sie zuvor sehr beschäftigt war, während ich keine Ahnung hatte, dass es meinetwegen war.

Ich schlug um mich, aber nur halbherzig, denn an diesem Abend war ich buchstäblich am Sterben, und sie war stärker als ich. Sie redete pausenlos mit einer für eine so kleine Frau erstaunlich tiefen Stimme, und natürlich verstand ich kein Wort. Vermutlich sagte sie, ein verlaustes Ding wie ich müsse tüchtig gestriegelt werden. Nachdem sie mich wieder aus dem Bottich gezogen hatte, scherte sie mir auch noch den Kopf, dann zog sie mir saubere Sachen an.

Der Mann, der während meiner erzwungenen Waschung nicht da gewesen war, kam zurück und brachte einen schwarzhaarigen Jungen mit, der älter war als ich.

»Agostino«, sagte er auf Italienisch, »hier ist ... wie soll ich dich denn nennen, mein Junge? Erinnerst du dich wirklich an keinen anderen Namen als Boy?« Ich dachte nach. Ganz weit hinten in meinem Gedächtnis gab es vielleicht einen Namen, vielleicht Nicolás, aber war das wirklich ich? Ich hatte bis jetzt immer nur Boy hier, Boy da gehört. Macht nichts.

»Nicolás. Nick,« stammelte ich.

»Aha, sehr gut. Also denn, Agostino, das ist Nicola.« Den Namen hat er immer so ausgesprochen, italienisch, mit Betonung auf dem o. »Er bleibt bei uns, wir werden sehen, wofür wir

ihn brauchen können, später, wenn es wieder ein bisschen Fleisch gibt an diesem Knochengestell.«

Agostino sah mich an, mit skeptischem Blick, wie es mir schien, und ich fragte mich, ob ich wohl sein Prügelknabe sein würde, wie bislang auf der Straße, wo meine Mutter und ich gelebt hatten und wo es üblich gewesen zu sein schien, dass die Älteren ihren Spaß daran hatten, die Kleineren zu quälen. In Wirklichkeit war er dann zwar distanziert mir gegenüber, aber immer sehr nett.

Eine Frau mit einem Baby an der Hüfte kam hereingewirbelt, in meinen Kinderaugen schön wie die Madonna persönlich.

Sie fing zu schreien an und fuchtelte mit einer Hand herum, einmal in die Richtung des Mannes, dann in meine. Hier brauchte es keine Sprachkenntnisse, um zu verstehen. Diese Person war wütend, weil der Mann, ihr Ehemann, wie ich vermutete, einen streunenden Hund aufgelesen hatte.

»Mach dir keine Sorgen«, murmelte Agostino plötzlich. »Er hört nicht auf sie und wird dich nicht wieder auf die Straße setzen.«

»Wer ... wer ist das?«

»Tante Maria, die Frau von Onkel Carlo. Er erträgt es nicht, verwehrte Kinder auf der Straße zu sehen, und hat schon einige nach Hause gebracht. Aber nicht aus Wohltätigkeit, du wirst hart dafür arbeiten müssen, mach dich darauf gefasst.«

Erst Jahre später habe ich erfahren, dass der »Mann«, wie ich ihn immer noch nannte, an den Ort zurückgekehrt war, wo er mich gefunden hatte, eine heruntergekommene Straße in der Gegend von Seven Dials, um etwas über den Unfall meiner Mutter in Erfahrung zu bringen. Aber er hat natürlich nichts herausgefunden. In Seven Dials werden keine Fragen beantwortet, die von Ausländern schon gar nicht. Von diesem Tag an war ich für ihn einer der Seinen.



»Unser Zichinin«, pflegte er zu sagen.

Am anderen Morgen, geschlafen hatte ich in einem Zimmer mit Agostino und ein paar anderen Kindern, fragte dieser mich etwas in seiner eigenen Sprache, doch weil ich ihn nicht verstand, wechselte er ins Italienische.

»Was machst du hier, wenn du nicht sprechen kannst wie wir?«

Was sollte ich antworten? Ich sah ihn nur an und zitterte innerlich – würde er mich rauswerfen können?

»Du musst es Onkel Carlo angetan haben.« Er blieb stehen und musterte mich einen Augenblick lang kritisch. »Aber sprechen kannst du schon?« Ich nickte. »Umso besser, dann sag etwas.«

Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen.

»Wer ... wer ist Z... Zio Carlo?«

Zufrieden sah er mich an, als ob es sein persönlicher Erfolg gewesen wäre, mich zum Sprechen gebracht zu haben.

»Zio Carlo? Das ist mein Onkel, der Bruder meines Vaters. Carlo Gatti. Der Chef.«

»Der Chef von was?«, brachte ich mühsam hervor. Er musste Kaminfeger sein, da war ich mir ganz sicher, auch wenn sein Haus nicht unter einer Schicht Kohlenstaub lag. Aber gut, irgendetwas musste ich ja sagen.

»Er stellt Schokolade her. Und er ist der Chef des Café Gatti am Markt von Hungerford und einigen kleineren Cafés anderswo. Wusstest du nicht, dass du bei einem Kuchenbäcker und Gastwirt gelandet bist?«

Nein, an jenem Tag wusste ich nicht, was ein Gastwirt war und das Wort Schokolade verstand ich nicht, weshalb ich mich mit einem stummen Nein begnügte. Aber immerhin war mir klargeworden, dass ich nicht bei einem Kaminfeger war und mit etwas Glück nicht in Kamine klettern musste.

Ich war sehr klein und schwächlich, fiel oft hin, das Gehen war mühsam, und so verfügte der, den ich jetzt Zio Carlo nannte, ohne dass er dagegen protestierte, ich hätte zu Hause zu bleiben, solange ich noch nicht bei Kräften sei.

»Mit wem hast du jeweils Italienisch gesprochen, Zichinin?«, fragte mich Zio Carlo mehrmals und mit Nachdruck.

»Ehm ... Meine Mutter.«

»Deine Mutter war Italienerin?« Ich gab keine Antwort, ich verstand die Frage nicht. »Arbeitete sie? Als was?«

»Als ich klein war, machte sie künstliche Blumen, das hat sie mir erzählt. Aber soweit ich mich erinnern kann, schleppte sie sich auf den Straßen herum, sie ... sie ... Ich weiß nicht, was sie tat.«

»Ich will mich erkundigen, ob sie bei einem meiner Vettern gearbeitet hat. Wie war ihr Name?«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Mamma ...«

Mit einem Seufzer verdrehte er die Augen.

Da half alles nichts. Meine Erinnerungen an mein früheres Leben waren ebenso schwach wie an meine ersten Tage bei den Gattis. Fest steht, dass ich noch einmal davongekommen war. Mir ist nur geblieben, dass dieses Haus ganz anders war als die Bruchbuden, in denen wir gehaust hatten, nicht etwa, weil es geräumiger, sondern weil es sauber war. Die alte Dame, Nonna Gina, wie sie alle nannten, putzte von früh bis spät, schimpfte, wenn man Schmutz hereintrug, und rückte den Flecken an unseren Kleidern zu Leibe. Das Haus war baufällig, die Kleider geflickt, aber unter ihrem Regime war alles peinlich *sauber*.

Abend für Abend stellten sich die Männer, die für Zio Carlo arbeiteten, in der Küche ein, wo Zia Maria und Nonna Gina die Mahlzeit bereitet hatten. Während des Essens wurde diskutiert und heftig gestikuliert. Ich saß dann irgendwo vergessen zwi-

schen zwei Kolossen von Männern und hörte zu. Nach ein paar Tagen begann ich zu verstehen, was sie sagten.

Agostino ging zur Schule. Nonna Gina fand, das sei Zeitverschwendung. Aber Zio Carlo und, wie es hieß, auch sein Bruder Giovanni, der sich in Paris aufhielt, blieben unnachgiebig.

»Wir leben in einer anderen Welt. Wenn wir es schaffen wollen, brauchen wir Wissen. Die Kinder gehen zur Schule, Buben und Mädchen.«

Damals gab es nur zwei Mädchen in der Familie: Rosa, etwa vier oder fünf Jahre alt, lebendig und schwatzhaft, und Carla, erst wenige Monate alt. Auch mehrere Buben gab's, alle älter als ich, Cousins, Neffen, auf jeden Fall Landsleute. Aber auch ein paar kleine Londoner gehörten dazu, die Zio Carlo irgendwo aufgelesen hatte. Zu sehen bekam ich sie nur selten.

Wenn Agostino von der Schule zurückkam, breitete er seine Hefte an einer Ecke des Küchentisches aus und widmete sich in mehreren Sprachen schimpfend seinen Hausaufgaben. Die Küche war praktisch der einzige Raum, in dem wir uns aufhielten, sie war einigermmaßen warm, in den anderen Räumen war es eiskalt.

Mit der Zeit nahm niemand mehr Anstoß daran, wenn ich in dürftigem Italienisch oder Straßenenglisch Fragen stellte, man ließ mich überall gewähren, und wenn Zio Carlo da war, was selten vorkam, erklärte er regelmäßig:

»Aha, unser Zichinin kommt wieder zu Kräften! Grüne Augen hast du und rotes Haar, du musst Ire sein. Du wirst ein hübscher Bursche, wenn du weiter schön der Suppe zusprichst. Aus dir wird mal was.«

Besonders gerne kletterte ich neben Agostino auf die Bank, um ihm bei seinen Hausaufgaben zuzusehen. Ab und zu stellte ich Fragen. »Was ist das für ein Wort?« Dann erklärte er es mir. Oder: »Ist das ein Wort?«

Und Agostino erklärte mir, nein, das sei eine Zahl.

»Hier, das ist eine Zwei, das eine Fünf, das eine Vier«, und er streckte die entsprechende Anzahl Finger hoch. »Aber jetzt lass mich in Ruhe, ich muss lernen.«

Dann wartete ich ein Weilchen, bis ich eine weitere Frage zu stellen wagte. Er nahm sich einen Augenblick Zeit für eine Antwort und hieß mich gleich wieder schweigen.

Am Abend stellte ich mich manchmal neben Zio Carlo, der Zahlen addierte, mit deutlich mehr Mühe als Agostino bei seinen Hausaufgaben, schien mir.

Tagsüber half ich Nonna Gina, wenn man meine bescheidenen Versuche überhaupt als »Helfen« bezeichnen wollte. Nach ein paar Tagen fing ich an, das Haus zu erkunden. Ich begann mit dem Estrich, wo die Betten für Zio Carlos Arbeiter in Reih und Glied standen. Und ganz vorsichtig wagte ich dann die Treppe hinunterzugehen ins Erdgeschoss. Eine Flügeltür führte ... wohin wohl? Ein bisschen ängstlich stieß ich sie auf, ging hinein und war überwältigt vom Geruch. Im Grunde genommen war dieser Geruch im ganzen Haus wahrzunehmen. Oben war er verhalten, aber hier unten erschlug er mich.

Nach ein paar Augenblicken wurde die Dame hinter dem Ladentisch auf mich aufmerksam, wie ich da auf der Türschwelle stand.

»Wo kommst du denn her, Kleiner? Wer bist du?«

»Ich ... ich bin Nick. Ich wohne oben.«

Sie winkte mich herein und ich trat näher.

Es war ein Schokoladeladen, sehr hübsch dekoriert mit Blumen, die ... die ... – als ich sie berührte, spürte ich, dass sie nicht echt waren, sondern aus Papier und Wachs. In meinen Erinnerungen, weit entfernt, blitzte etwas auf: Meine Mutter sitzt an einem kleinen Fenster, stellt solche Blumen her und singt dazu auf Italienisch. Warum hatte sie aufgehört, künstliche Blumen

herzustellen? Mir war zum Weinen, aber schließlich gewann die Neugier Oberhand.

An jenem Tag wäre ich nicht in der Lage gewesen, alle die hier ausgebreiteten Dinge zu benennen, aber eines war sicher: Man konnte sie essen und es schmeckte gut, und ich war ganz verblüfft über diese Opulenz.

Besonderes Interesse sowohl bei Kunden im Laden wie bei Passanten draußen auf der Straße weckte die Maschine im Schaufenster, die von einem der Männer, die ich abends bei Tisch traf, bedient wurde. Er hieß Battista Bolla. Ich verstand irgendwann, dass der Chef der Gasthäuser eindeutig Carlo Gatti war, die Schokolade aber in der Verantwortung Herrn Bollas stand. Auf mein scheues *buongiorno* antwortete er jeweils mit einem sonoren *good morning*, aber ansonsten sprach er kein einziges Wort Englisch. Draußen drückte man sich an der Schaufensterscheibe die Nase platt, drinnen streckte man seinen Kopf so weit als irgend möglich vor.

»Was machst du?«, fragte ich in einem etwas ruhigeren Moment den Arbeiter, der Herrn Bolla zur Hand ging.

»Schokolade für die Dragees und das Pulver, das wir den Leuten verkaufen.«

Die junge Frau, Mary, streckte mir ein braunes Dragee hin.

»Koste!«

Und so kam es, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben Schokolade aß.

Seit diesem Tag spielte sich mein Leben in der Küche und im Laden ab. Ich war fasziniert von der Maschine mit dem großen Rad, vom Mahlen der Kakaobohnen und von der Schokolade, die zu fließen anfang. Das Übrige ging in einem Raum dahinter vonstatten, aber alles geschah vor aller Augen. Oft blieben die Leute stehen, traten in den Laden, probierten, kauften.

Auch Mary fragte ich nach der Bedeutung geschriebener